

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

von der falschen zur echten Koexistenz?

Zu zwei Büchern über Krieg und Frieden

Im Rahmen der aufblühenden politischen Wissenschaften ist in den letzten Jahren eine Disziplin in den Vordergrund getreten, die lange im Schatten anderer Sparten gestanden hat: die Lehre von den internationalen Beziehungen. Warum diese Verspätung? Sie ist im Gegenstand begründet. Solange die Staaten kompakte Einheiten mit einem hohen Grad an politisch-militärischer und wirtschaftlicher Eigenständigkeit darstellten, konzentrierten sich die Staatswissenschaften auf diese klar begrenzten Strukturen, deren Analyse zugleich Aufschluß über die Pole des machtpolitischen Kräftespiels auf der weltpolitischen Bühne gab. Die zwischenstaatlichen Beziehungen waren in einer völkerrechtlichen Ordnung normiert, die für die Friedenssicherung im Grunde bedeutungslos war. Denn es fehlte ihr der klare, funktionsfähige Instanzenzug. Es gab keine allgemein anerkannte Sanktionsgewalt, um dem Recht auch wirklich zum Durchbruch zu verhelfen, und es gab auch keine allgemein verbindliche Autorität für die Rechtssetzung. Das Völkerrecht war ein Wunschtraum — vor allem der Kleinen —, dem jede wirkliche weltpolitische Relevanz abging. Was also blieb der Wissenschaft zu tun übrig? Der Krieg aber, der nach Clausewitz lediglich die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln bedeutete, war als unmittelbare Erscheinung Gegenstand der allgemeineren historischen Sparten oder der spezielleren Kriegswissenschaften.

Qualitative Veränderung der Politik

Das hat sich mit einem Schlag geändert, seit der Krieg nicht mehr eine bloße Spielart der Politik darstellt, sondern den Untergang der Menschheit überhaupt bedeuten kann. Die quantitative Veränderung der Kriegsmittel

— eine einzige Wasserstoffbombe besitzt mehr Sprengkraft als alle Bomben des Zweiten Weltkriegs zusammen — hat notwendig zu einer qualitativen Veränderung der internationalen Beziehungen geführt. Es geht nicht mehr um Sieg oder Niederlage, sondern um das Überleben. Es gibt keine vernünftige Alternative mehr zum Frieden. Dazu kommt der Strukturwandel der modernen Industriegesellschaft. Sie steht im Zeichen einer allgemeinen Interdependenz. Die Eigenstaatlichkeit läßt sich nicht mehr mit der früheren Eindeutigkeit von der Umwelt abheben. Das wirtschaftliche Leben hat längst über die nationalen Grenzen hinausgegriffen. Und wenn auch durch diese Verflechtung das Prinzip der Souveränität formal noch nicht in Frage gestellt zu sein braucht, so erwächst daraus doch ein neuer Stil des Zusammenlebens der Völker, der immer mehr ins Gewicht fällt und damit auch immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses der Öffentlichkeit rückt.

Für die Wissenschaft ergibt sich daraus zunächst die Verpflichtung, durch sorgfältige Bestandesaufnahmen die Voraussetzung dafür zu schaffen, daß die verantwortlichen Staatsmänner in ihren einsamen Entscheidungen von den richtigen Prämissen ausgehen. Der Wissenschaft fällt darüber hinaus auch eine Aufgabe normativer Art zu. Wenn sie sich auch gerade auf dem Gebiet der Politik vor der Illusion hüten muß, «die Welt zu verändern» — wie Marx dies von ihr erhoffte —, so kann sie durch Systematisierungen doch Wesentliches zu einer besseren internationalen Ordnung beitragen.

Daß die Theorie von den internationalen Beziehungen trotz einer Fülle von Einzeluntersuchungen noch am Anfang steht, darüber sind sich auch die Spezialisten klar. Um so verdienstvoller ist es, daß ein Forscher

vom Range *Raymond Arons* den monumentalen Versuch einer grundlegenden Darstellung unternommen hat. Seine Soziologie der internationalen Beziehungen ist im Pariser Verlag Calmann-Lévy unter dem Titel *Paix et guerre entre les nations* erschienen. Der fast 800 Seiten umfassende Band wird im Herbst 1963 auch in deutscher Übersetzung vom S.-Fischer-Verlag herausgebracht werden.

Vom Völkerrecht zur Soziologie

Man kann sich fragen, warum diese erste Systematik der internationalen Beziehungen unter soziologischem Gesichtspunkt erfolgte. Soziologie ist die Lehre von den Formen und Veränderungerscheinungen des menschlichen Zusammenlebens. Wenn im Werke Arons auch auf den ersten Blick klar wird, daß hier Soziologie nicht als Einzelwissenschaft, sondern als die umfassende Wissenschaft von der ganzen Vielfalt gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Wirklichkeit verstanden wird, so erscheint der soziologische Ansatz bei näherem Zusehen doch sogar im engeren Sinn als die adäquate Methode. Das wird deutlich, wenn man ein fast gleichzeitig erschienenes deutsches Buch zum Vergleich heranzieht. Es hat *Christian Graf von Krockow* zum Verfasser, dem wir bereits eine hervorragende Studie über den Dezisionismus verdanken, und trägt den Titel *Soziologie des Friedens* (Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh 1962).

Es will keine Fundamentaltheorie geben, sondern es beschränkt sich ganz bewußt darauf, an Hand von drei Analysen begrenzter Themen («Thomas Hobbes' Philosophie des Friedens», «Zur soziologischen Theorie des Friedens» und «Soziologie des Ost-West-Konflikts») die gesellschaftlichen Voraussetzungen des Friedens herauszuarbeiten. Gerade durch die diszipliniert durchgeholtene Begrenzung wird indessen sichtbar, daß auf diese Weise das Problem zentral erfaßt wird. Denn in unserer Zeit kann keine Rede mehr von einer klaren Scheidung zwischen politischer und sozialer Ordnung sein. Staat und Gesellschaft sind so unlösbar miteinander verbunden, daß jeder politische Akt auf die Gesellschaft zurückwirkt. Und was viel-

leicht noch wichtiger ist: die Gesellschaft selbst ist in ihrem Wesen und Wandel nicht nur zum Hauptgegenstand der Innenpolitik geworden, sondern sie beeinflußt, jedenfalls im demokratischen Teil der Welt, ihrerseits mit ihrem Denken und Wollen den Gang der gesamten Politik in entscheidendem Maß.

Von hier aus erhält Krockows Anliegen im dritten Abschnitt seines Buches, wo er die Strukturen der Industriegesellschaft in Ost und West miteinander vergleicht, seinen Sinn. Er kommt dabei zum Schluß, daß die künftige Sicherheit der Menschheit im Atomzeitalter wesentlich davon abhänge, wie weit der vorläufig unüberwindlich erscheinende Antagonismus der beiden feindlichen Systeme sich auf ein tragbares Spannungsverhältnis reduzieren lasse. Er sieht einen Ausweg allein in der Verflachung der beidseitigen Klassenstrukturen und in einer Entwicklung auf eine neue, «élitaire» Gesellschaftsordnung hin, für die er nicht nur im Westen, sondern auch im Osten Ansätze zu erkennen glaubt. Wenn auch Aron von seinem universaleren Ansatz her weit über den partiellen gesellschaftlichen Aspekt Krockows hinausgreift, so berühren sich die beiden Autoren doch in dem einen Punkt, daß die völkerrechtliche Normierung einen bloß sekundären Faktor der internationalen Beziehungen darstellt, daß diese also mit andern Worten nach wie vor, ja sogar mehr denn je, vom machtpolitischen Kräftespiel bestimmt sind.

Sicherheit, Macht und Ruhm

Nun würde man dem großen Wurfe Arons sicherlich nicht gerecht, wenn man sein Werk als Theorie der Macht bezeichnen würde. Das ist es zwar auch; aber es ist noch mehr als das. Aron sucht das Wesen des Krieges in all seiner Vielschichtigkeit zu ergründen, um dann das Ergebnis mit den neuen Tatsachen der nuklearen Epoche zu konfrontieren und so der internationalen Problematik unserer Zeit auf die Spur zu kommen. Die 18 Kapitel umfassende theoretische Grundlegung umfaßt die drei Abschnitte «Théorie — Concepts et systèmes», «Sociologie — Déterminants et régularités» sowie «Histoire

— Le système planétaire à l'âge thermonucléaire ». Unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten wird die internationale Politik der letzten Jahrzehnte einer scharfsinnigen Analyse von seltener Eindringlichkeit unterzogen. Die internationalen Beziehungen erscheinen dabei als der Bereich zwischen Frieden und Krieg, der notgedrungen immer breiter wird in einer Zeit, da der echte Friede aus Gründen der ideologischen Gegensätze ebenso unmöglich erscheint wie der Krieg es angesichts der modernen Vernichtungswaffen sein muß.

Sicherheit, Macht und Ruhm waren nach Aron von jeher die Antriebe des staatlichen Herrschaftswillens. Er war entsprechend auf die Eroberung von Raum, Menschen und materiellen Hilfsmitteln ausgerichtet, wobei die Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes höchst selten als Kriegsziel in Erscheinung trat. Biologische Faktoren fielen stets stark ins Gewicht. Unter den neuen Umständen bleibt indessen kein Platz mehr für den kriegerisch ausgelebten Spieltrieb. Auch der Raum hat einen Bedeutungswandel erfahren. Die beiden einzigen übrig gebliebenen Großmächte haben genügend Raum, Materie und Menschen. Es bleibt lediglich die Möglichkeit eines ideologischen Gegensatzes und einer Feindschaft «par position», einer «hostilité sans inimitié». Eine merkwürdige Besonderheit dieser Situation liegt darin, daß es den weltpolitischen Giganten zu keiner andern Zeit so schwer gefallen ist, den Kleinen ihren Willen aufzuzwingen. Sieht man von den Ereignissen hinter dem Eisernen Vorhang ab, die ja trotz all den mehr oder weniger fiktiven Landesgrenzen rein internen, vom internationalen Kräftekspiel unberührten Charakter haben, so fällt in der Tat auf, wie sehr sich Länder wie Kuba aufspielen können. Auch die verhältnismäßige Sicherheit Finlands ist ein Beispiel für die relative Unangreifbarkeit einzelner Kleinstaaten.

Strategie des Überlebens

Aus der außerordentlich beziehungsreichen Bestandesaufnahme außenpolitischer Faktoren, deren Gedankenfülle und Faktenreich-

tum in einer kurzen Besprechung nicht einmal andeutungsweise nachgezeichnet werden kann, leitet Aron in einem vierten Teil unter dem Titel «Praxéologie — Les antinomies de la conduite diplomatico-stratégique» eine Lehre von den möglichen Lösungen internationaler Konflikte und ihrer inneren Widersprüche ab, die stellenweise zum leidenschaftlichen Bekenntnis wird. Ihre Quintessenz lautet, man müsse die Ideale hochhalten, ohne sich den Blick für die Realitäten trüben zu lassen. Es gehe darum, zu denken und zu handeln mit dem festen Vorsatz, den Krieg zu vermeiden bis zu der Zeit, da der wahre Friede möglich sei. Die idealen Fernziele hindern Aron nicht daran, das Augenmerk vor allem auf diese nächste «Phase des Überlebens» zu richten.

Auch hierin berührt er sich übrigens mit Krockow, der seinerseits ein Mindestmaß an militärischer Machtentfaltung für nötig hält, um das Gegenlager an einer «Flucht nach vorn» zu hindern, und der darüber hinaus von einem «großen Akt der Überredung» spricht, um der Gegenpartei die Furcht und damit den Anlaß zu politischen Kurzschlüssen mit katastrophalen Folgen zu nehmen. Während aber der deutsche Soziologe auf Grund seiner Gesellschaftsanalyse zur Überzeugung neigt, daß der künftige Friede vor allem von der Einsicht der beiden Parteien in die beidseitig wachsende Konvergenz der Gesellschaftsstrukturen abhänge, kommt Raymond Aron an Hand seiner umfassenderen, vor allem politischeren Untersuchung zu einem andern Schluß.

Arons «Strategie des Überlebens» gründet machtpolitisch ebenfalls auf einem «Gleichgewicht der Abschreckung». Das eigentliche Problem besteht aber in seiner Sicht für den Westen darin, die Asymmetrie der Ziele auszuhalten. Während die Kommunisten der freien Welt ihr System aufdrängen wollen, muß der Westen die Bolschewisten zu überzeugen suchen, daß ihr System nur eines unter anderen ist. Sobald der Kommunismus seinen absoluten Anspruch auf die universale und global verbindliche Lösung aller Ordnungsfragen aufgibt, ist die Voraussetzung für einen Systempluralismus und damit für eine echte Koexistenz gegeben.

Für den Westen würde daher schon das erfolgreiche Überleben einen Sieg bedeuten, weil er nie etwas anderes wollte, als auf seine freie Art weiterzuleben. Damit ist aber zugleich gesagt, daß nicht nur der Krieg, sondern auch die Kapitulation als untaugliches Mittel westlicher Politik erscheinen muß. Aron stellt mit andern Worten klar heraus, daß es Dinge gibt, die auch im nuklearen Zeitalter unter keinen Umständen preisgege-

ben werden dürfen. Sie lassen sich mit dem Begriff der freiheitlichen Kultur umschreiben. Und da weder der Krieg noch die Kapitulation als die rechten Methoden für ihre Erhaltung erscheinen, bleibt nichts anderes übrig als der Weg der Abschreckung. Er ist so lange zu gehen, bis der Gegenspieler zu einer echten Koexistenz Hand bietet.

Richard Reich

MASKENSPIELE UND DEMASKIERUNGEN

Neue Romane und Erzählungen

Der Roman vermittelt unter allen literarischen Gattungen am meisten Kenntnis der Welt. Er hält sich weder an räumliche noch an zeitliche Grenzen und sucht die ganze Fülle des Gegebenen zu umspannen. Weltgehalt ist ein entscheidendes Kriterium. Damit ist ausgesprochen, welcher Schwierigkeit der Schriftsteller heute gegenübersteht, der einen Roman zu schreiben unternimmt. Er kann eine Folge von Bildern geben, oder er kann einen Vorfall mit seiner Vorgeschichte und seinen Folgen erzählen; jedoch die Welt, die ganze vielgestaltige und wimmelnde Wirklichkeit, die uns die großen Romanciers erfahren lassen, entzieht sich dem Dichter, der in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts schreibt. Und vielleicht ist die auseinanderbrechende Fülle dessen, was er als Romancier erfassen müßte, die geringere Gefahr. Vielleicht ist es das Chaos einer Welt im Umbruch, das ihn abschreckt. Weder Menschen noch Überzeugungen oder Ideen bestimmen Gesellschaft und Zeit. Die Epoche der Helden ist abgeschlossen. Das Kollektive, die unbewußten Vorgänge und Triebe lösen die Konturen auf. Der Versuch, in der Art eines Balzac oder eines Tolstoi zu erzählen, müßte heute schon darum scheitern, weil der Stoff, der erzählt werden soll, einem so gearteten erzählerischen Zugriff entgleitet. Der Eindruck, der sich nach der Lektüre neuerer Romane einstellt, ist darum so verwirrend, weil es immer schwerer fällt,

sich über Welt und Menschen überhaupt zu verständigen. Es gibt jüngere Erzähler, die dem Wort radikal mißtrauen und die sich, indem sie schreiben, vor nichts so sehr scheuen wie vor der klar bestimmten Aussage. Sie geben Mutmaßungen statt Mitteilung von Tatsachen; sie schenken ihre ganze Aufmerksamkeit dem sachlichen Detail, hüten sich jedoch, ordnend einzutreten oder gar eine Synthese zu versuchen. Sie wollen die Tatbestände, sofern sie bis zu ihnen vordringen, nicht zu Kausalreihen verknüpfen. Der Bericht oder das Tagebuch sind bevorzugte Formen: das eigene Ich erscheint allein noch als zureichend verbürgt und bekannt. Aber das ist nur ein einzelner Zug zeitgenössischer Romanliteratur; andere Züge widersprechen diesem Eindruck. Romanciers wie Doderer oder Gütersloh — Meister einer älteren Generation — schürzen Knoten und lösen sie, geben Handlung und Reflexion und veranstalten in der Phantasie des Lesers große Spiele. Nur sind freilich diese Veranstaltungen Maskenzüge oder bewegte Vexierbilder, allenfalls auch artistische Kraftakte, und sie spielen vor dem Hintergrund einer Wirklichkeit, die Virginia Woolf einmal folgendermaßen umschrieben hat: «Das Leben ist keine fortlaufende Reihe strahlender Bogenlampen, die systematisch angeordnet sind, sondern ein diffuser Lichtschein, eine durchscheinende Hülle, die uns vom Beginn unserer Bewußtheit bis zu

ihrer Ende umgibt. Ist es nicht die Aufgabe des Romanschreibers, dieses sich Wandelnde, Unbekannte, Unumschreibbare wiederzugeben, wie verwirrend und komplex es auch sei? »

Albert Paris Gütersloh, Jahrgang 1887, Schauspieler, Bühnenbildner und Maler, eine Zeitlang zusammen mit Franz Blei Herausgeber einer Zeitschrift, hat mit fünfundsechzig Jahren sein Haupt- und Lebenswerk, den Roman *Sonne und Mond*¹, veröffentlicht. Daß er auch schreibe, war weniger durch die paar früher erschienenen Schriften als durch Heimito von Doderers Zeugnis, Gütersloh sei sein Lehrer und Meister, einem größeren Publikum bekannt geworden. Der jetzt vorliegende, über 800 Seiten starke Band ist ein erstaunliches, verwirrendes und begeisterndes Werk, welthaltig, sprachmächtig und labyrinthisch. Zwischen Schelmenroman und romantischer Abenteuergeschichte scheint der Anfang zu stehen. Ein baufälliges Schloß, ein pädagogisch denkender Erb-onkel und ein gräßlicher Erbe von abenteuerlicher Geburt, ferner ein rechtschaffener und tüchtiger Bauer, der das Schloßgut stellvertretend verwaltet: das sind die Hauptträger der Handlung, falls man diesen Begriff hier überhaupt verwenden dürfte. Der junge Graf Lunarin soll die Erbschaft unter der Bedingung antreten, daß er seßhaft wird. Er entzieht sich der Klausel, indem er in der Person des Bauern Till Adelseher einen Statthalter einsetzt. Aber dieser Entwurf einer Fabel ist offenbar nur der Vorwand zu ab- und ausschweifenden Erörterungen, zu umständlich erzählten Episoden und bilderreichen Reflexionen. Gütersloh hat Herklits Wort, ein Haufen aufs Geratewohl hingeschütteter Dinge sei die schönste Weltordnung, seinem Werk mit gutem Recht als Motto vorangestellt. Der Strom seiner Phantasie quillt über alle Dämme, und der Erzähler scheint es darauf anzulegen, den Faden alle paar Seiten oder Abschnitte zu verlieren, nicht ohne seinem Leser obendrein zu versichern, er habe ihn natürlich keineswegs verloren. Was er betreibe, sei «Materiologie» oder also Erforschung der Welt, noch dazu «unter der Fiktion, nicht in ihr zu leben, und zwar deswegen, um den

jedem Denken integralen Fehler, welcher der Denkende selbst ist, bei möglichster Geringfügigkeit zu halten». Das ist ein Beispiel seiner gelehrsam Eulenspiegeleien. In verschwenderischer Laune führt er neben den Hauptfiguren allerlei merkwürdige Gestalten ein, von denen einige den Maschen des Netzes alsbald wieder entschlüpfen. Das Bild eines Fischzugs im unendlichen Meer des Geschehens drängt sich ohnhin auf. Gütersloh nennt sein Buch einen historischen Roman aus der Gegenwart. Die fragmentarische Wirklichkeit unserer Zeit müßte uns vielleicht in dieser Gestalt erscheinen, wenn wir sie auf einmal aus epischer Ferne erblicken könnten. Das graue Einerlei der sachlichen Bezüge trätet, wie in diesem Romanuntüm, fast völlig zurück, und es müßte sich wohl zeigen, daß die grundsätzlichen politischen und theologischen Ordnungen wie Sonne und Mond noch immer über uns stehen. Im Roman ist der Bauer Till Adelseher der demokratische Treuhänder, der aus der Hinterlassenschaft der Herren von Gottes Gnaden zu retten sucht, was zu retten ist. Indessen bleibt das eine Hypothese unter andern, und hypothetisch bleibt am Ende auch das erzählerische Großunternehmen Albert Paris Güterslohs, insofern nämlich, als des Autors bewundernswerte Fabulierlust in dem Dickicht stecken bleibt, das sie sich selbst erzeugt. Nur dürfen wir ihm das eigentlich nicht zur Last legen; denn eben darin erfüllt sich die künstlerische Absicht des Dichters, der seinen Blick über die Menschen und Dinge hin auf das Wesen richtet. Die Fäden seiner Erzählung kreuzen sich in labyrinthischem Gewebe und entwischen selbst dem aufmerksamen Beobachter. Aber dafür leuchtet der Gobelín der barocken, bilderreichen Sprache, bunt, prächtig, geistvoll, eine anschauliche Abstraktion.

Den neuen Roman von *Heimito von Doderer, Die Merowinger oder die totale Familie*², könnte man mit gutem Recht einen historischen Roman aus der Gegenwart nennen. Der Titel, der auf die berühmte Dynastie anspielt, vor allem aber die heraldischen und bibliographischen Anmerkungen und die umständliche Vortragsweise parodieren Ge pflogenheiten der Geschichtsschreibung. Zu-

gleich brechen aber auch persönlichere, ja private Züge durch, ganz als handle es sich um ein literarisches Spiel unter Freunden. Wir haben es mit einer pointierten Groteske zu tun. Childerich von Bartenbruch, der grimmige Held, ist von der Idee besessen, die totale Familie dadurch zu verwirklichen, daß er sämtliche Verwandtschaftsfunktionen durch Heirat in seiner Person vereinigt. Die Umstände begünstigen ihn dabei: sein Großvater und sein Vater ehelichen in hohen Jahren noch sehr junge Frauen, die nach einiger Zeit, nachdem sie verwitwet und von Childerich heimgeführt sind, das Feld durch ihren frühen Tod wieder räumen, so daß sich Childerichs Streben nach Totalität neue Möglichkeiten eröffnen. Als sein eigener Großvater und Vater geht er neue Verbindungen ein, wobei sich aus dem Bezug von Kindern aus früheren Ehen seiner Gemahlinnen Verhältnisse ergeben, die nur noch mit Mühe zu überblicken sind. Doderer ist gut beraten (und seinen stilistischen Prinzipien getreu), wenn er seinem Buche eine Stammtafel anfügt. Die totale Familie ist das Ziel des Helden; das Thema des Buches aber ist die Wut. Doderer erzählt zielbewußt, und seine Exkurse verhüllen und ersticken nicht wie bei Gütersloh den Fortgang der Handlung. Was indessen den Reiz des Romans ausmacht, das sind die Einzelzüge, etwa die groteske Barttracht Childerichs, die sich aus den diversen Bartformen der früheren Gatten seiner Gemahlinnen zusammensetzt, so daß er endlich über das ganze Gesicht mit Haaren bedeckt ist. Zwischen Knebel-, Spitz- und Backenbart, zwischen Kranzbart und Fliege muß der Leibfriseur säuberliche Kanäle ausrasieren; wenn der Bärtige in Wut gerät, sträubt es sich auf seinem ganzen Antlitz. Und das ist häufig der Fall. Darum ist der Psychiater, Professor Horn, eine zentrale Figur. Er hat sich mit Childerich und mit zahlreichen anderen Patienten zu befassen, die — namentlich durch ihren Ärger mit Ämtern — in große Wut geraten. Wutorgien sind gar nicht selten, weshalb des Professors Praxis glänzend gedeiht und zu köstlichen Erfindungen wie etwa der seriellen Behandlung oder dem Wuthäuslein führt. Da kehren Motive wieder, die man bei Doderer bereits kennt: der

lindernde Ritus des Beutelstechens, mit dem der Regierungsdirektor Dr. Schajo wutgeplagten Mitmenschen Erleichterung verschafft, erinnert an die Peinigung der Lederbeutelchen. Einmal kennzeichnet Doderer die dubiosen Geschäfte der Firma Hulesch und Quenzel, deren Agenten Groll und Grimm sähen und dafür sorgen, daß der Ärger nicht ausgeht, als «im höheren Sinne ironische Tendenzen». Da ist uns vielleicht ein Schlüssel gegeben zu Spielen, deren skurrile Sinnlosigkeit im höchsten Grade anschaulich und amüsant ist.

Von ganz anderer Art sind die Erzählungen des dritten Österreichers, der hier genannt werden muß. Das kleine Buch *Der Opferblock*³, das als letztes Werk des vor kurzem verstorbenen George Saiko 1962 erschienen ist, vereinigt die beiden Erzählungen «Die Klauen des Doppeladlers» und «Die Badewanne». Sind es Novellen, sind es Miniaturromane? Saiko stellt Ausschnitte eines großen Geschehens dar, er gibt eher Handlungsfetzen als zusammenhängende Handlung, ja er führt hinter die Handlung zurück und sucht den Grund der Dinge. Möglicherweise ist diese radikale Abkehr von der Fülle der Erscheinungen der Grund dafür, daß der Dichter kürzere Formen wählt. Das Bändchen *Giraffe unter Palmen*⁴ zum Beispiel, das ebenfalls 1962 erschienen ist, enthält eine Sammlung zum Teil ganz kurzer Texte, auch sie geöffnet gegen das Chaotische und Dunkle, das noch keine Gestalt hat. Diesen «Geschichten vom Mittelmeer» und den beiden in «Opferblock» vereinigten Stücken ist gemeinsam, daß sie an Beispielen zeigen, wie und warum wahrscheinlich Konventionen zerbrechen. In «Die Klauen des Doppeladlers», einer Erzählung aus dem Krieg von 1914, ist es der Patriotismus äußerlicher, pathetischer Gebärden, der mit den Gedanken und Empfindungen des Soldaten nicht mehr übereinstimmt. An den Hebeln der Macht schalten der Oberleutnant Mihic und der einflußreiche Onkel; aber die Kontakte spielen nicht mehr. Saiko sucht in dieser Erzählung nicht die Fakten, sondern Motive und Triebkräfte. Er überzeugt durch die Sicherheit, mit der er imitatorisch — im Jargon, im Dialekt, im Anakolut — die Lage erfäßt.

In der Erzählung «Die Badewanne» sind es Tapferkeit und Heldentum, wohl auch adelige und herrenmäßige Lebenshaltung, wie sie der General verkörpert, die nicht mehr zu den Vorfällen und Beobachtungen auf dem Rückzug im Osten stimmen wollen. Die Episode wird erinnert, in einem Wirtshausgespräch nach dem Krieg. Saiko erreicht dadurch eine doppelte Brechung. Die heroisierende Darstellung des Leutnants steht im Gegensatz zu seiner Nachkriegsexistenz, und überdies erscheint, was er auf dem Rückzug zu verwirklichen suchte, als leeres Klischee einer abgelösten Form.

Sowohl Doderer wie auch Gütersloh bewegen sich mit weltmännischer Grandezza in der zum Klischee gewordenen Welt herrschaftlicher Größe. Sie spielen mit Formen und Symbolen dieser Welt, und indem sie es tun, lassen sie den Leser nicht im Zweifel darüber, daß sie mit Masken spielen. Saiko demaskiert ganz ohne gewaltsame Gebärde. Er zeigt den entvölkerten Festsaal und ein paar müde Nachzügler mit leeren Gesichtern.

Joseph Breitbach, der als Wirtschaftsberichterstatter und politischer Korrespondent Kenntnisse und Erfahrungen im Umkreis der Parlamente, Kommissionen und Kabinette gesammelt hat, bedient sich in seinem *Bericht über Bruno*⁵ einer betont kühlen Sprache. Pessimismus und Ratio bestimmen die Tonart dieses meisterhaft geschriebenen Buches, das über politische Intrigen, Geheimdienstwesen und Mechanismen des gesellschaftlichen Lebens in fachmännischer Sachlichkeit Auskunft erteilt. Bruno Collignons Großvater, Innenminister und Großindustrieller, trägt umsichtig zusammen, was ihm über seinen begabten Enkel berichtet wird und was er selber zu beobachten vermag. Gemütsbewegungen sind unter der DiplomatenSprache immerhin spürbar. Mit letzter Konsequenz ist diese Form durchgehalten. Alles, was wir als Leser erfahren, zeigt sich uns aus dem Gesichtswinkel des Mannes, der das Geheimnis des umsorgten und umworbenen Enkels zu ergründen sucht. Bruno entzieht sich ihm. Die Bindung an den Vater und der Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Großvaters, der die herrschende bürgerliche Schicht vertritt, lassen

ihn die Wahrheit außerhalb der Industriellenwelt, der Höflinge und Minister suchen, in deren Mitte er aufwächst. Er läßt sich, mehr aus Trotz als aus Überzeugung, als sowjetrussischer Agent anwerben und ergreift die erste Gelegenheit, die Regierung und damit seinen Großvater zu stürzen. Breitbach siedelt seinen spannenden Bericht in einem nicht näher bezeichneten westeuropäischen Staat, einer konstitutionellen Monarchie, an. Es fehlt nicht an genauen Bezügen auf die weltpolitische Lage. Kühle Sachlichkeit erneuert hier eine Romanform, die zum mindesten in der deutschsprachigen Literatur lange vernachlässigt wurde.

Otto F. Walter, den wir hier als Beispiel der jungen Generation erwähnen dürfen, legt sich in seinem zweiten Roman, *Herr Tourel*⁶, mit voller Absicht nicht fest. Was man schon anlässlich seines Erstlings («Der Stumme») zugleich bewunderte und doch auch bedauerte, das ist in diesem zweiten Buch womöglich noch deutlicher geworden. Walter verfügt über moderne Techniken, über den inneren Monolog, über die objektive Schilderung, über die Schichtung der Erzählzeiten und über die diffuse Beleuchtung mit einer geradezu pedantischen Sicherheit. Wie im «Stummen» umkreist er auch in seinem zweiten Werk die Schuld, diesmal die Schuld des Photographen Tourel, der nach Jammers zurückkehrt und in einer Art Selbstrechtfertigung gegen Gerücht und Geschwätz ankämpft. Er werde, so versichert er uns, die Dinge an ihren rechten Platz rücken. Die Sprache ist präzis, namentlich in Beschreibungen, wie zum Beispiel der des photographierten Kiesels, dann wieder fahrig und uferlos, wo es darum geht, Geflüster und Klatsch in jener hartnäckigen Flüchtigkeit wiederzugeben, in der sie an Tourels Ohren dringen. Der Vorfall selbst, den die Gespräche umkreisen, der Tod des Ferro-Mädchen, bleibt ausgespart. Walter legt Tangenten an die Wahrheit, an Schuld und Freiheit des Menschen. Die stärksten Seiten scheinen mir die zu sein, in denen der Fluß, die Stadt, die Uferlandschaft gegenwärtig sind.

Aber der Eindruck bleibt zwiespältig. Zunächst vielleicht nur darum, weil sich die

Lektüre eher mühsam gestaltet; dann aber auch darum, weil die Komposition und die Methode, so folgerichtig sie sich aus der künstlerischen Absicht ergeben und so sehr sie sich auch verfeinert haben mögen, mit einer etwas zu verbissenen Gründlichkeit durchgeführt werden. Man meint zuweilen nicht allein einen Roman, sondern eine theoretische Demonstration dieser schwierigen Romanform zu lesen. «Herr Tourel» ist ebenso die Bestätigung einer ungewöhnlichen Begabung wie der rigorose Beweis einer das Spontane dominierenden Selbstdisziplin. Ich werde mich hüten, ausgerechnet diese Eigenschaft zu kritisieren. Aber vielleicht ist doch gerade sie verantwortlich dafür, daß sich das Gefühl nicht einstellt, so und nicht anders habe diese Geschichte erzählt werden müssen.

Diesen Eindruck hinterläßt das dritte Buch von Peter Weiß, der Roman *Fluchtpunkt*⁷. Nur kann da im Grunde von einem Roman kaum mehr die Rede sein. Ich-Erzählung, Tagebuchaufzeichnung, Selbstprüfung ist dieses Buch, das mit der Feststellung beginnt: «Am 8. November 1940 kam ich in Stockholm an.» Der letzte Satz aber lautet: «An diesem Abend, im Frühjahr 1947, auf dem Seinedamm in Paris, im Alter von dreißig Jahren, sah ich, daß es sich auf der Erde leben und arbeiten ließ und daß ich teilhaben konnte an einem Austausch von Gedanken, der ringsum stattfand, an kein Land gebunden.» Zwischen diesen beiden Daten vollzieht sich der Prozeß einer Be standesaufnahme. Das Ich dieses Berichtes, ohne Bindung an ein Vaterland, an eine Geliebte oder an das Elternhaus, sucht sich selbst. Es richtet sich ein, übt sich in Begegnungen und Beziehungen zum Du, schenkt sich nichts, zählt die Bücher, die ihm unent-

behrlich sind, zählt seine Schwächen und versichert sich dessen, was Bestand hat. Es versichert sich auch der Sprache. Und das alles geschieht mit einer schlechthin überzeugenden Redlichkeit. In dem Maße, in dem der Erzähler Vertrauen zu ein paar Gewißheiten zurückgewinnt, eben dazu auch, «daß es sich auf der Erde leben läßt», werden ihm tragfähige Bindungen geschenkt. Das Verhältnis zu den Eltern gewinnt eine neue Grundlage.

Es gibt Partien, in denen der Autor einer Sehnsucht nach dem erzählten einfachen Leben erliegt: die Holzfällerepisode ist von dieser Art, und sie fällt gegenüber den andern Teilen eher ab. Im ganzen aber bewährt sich die Haltung dessen, der sich Rechenschaft gibt und dabei Entdeckungen macht. Was Peter Weiß zu geben hat, ist kein Maskenspiel, aber auch keine Demaskierung. Er geht ganz zurück zum autobiographischen Bericht. Er hat Boden unter den Füßen.

Anton Krättli

¹ Albert Paris Gütersloh: Sonne und Mond, ein historischer Roman aus der Gegenwart, R. Piper & Co. Verlag, München 1962. ² Heimito von Doderer: Die Mero-winger oder die totale Familie, Roman, Biederstein-Verlag, München 1962. ³ George Saiko: Der Opferblock, Hans-Deutsch-Verlag, Wien 1962. ⁴ George Saiko: Giraffe unter Palmen, Geschichten vom Mittelmeer, Hans-Deutsch-Verlag, Wien 1962. ⁵ Joseph Breitbach: Bericht über Bruno, Roman, Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1962. ⁶ Otto F. Walter: Herr Tourel, Roman, Kösel-Verlag, München 1962. ⁷ Peter Weiß, Fluchtpunkt, Roman, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1962.

DANTE UND DIE MORALISCHE AUFRÜSTUNG

Das Buch, in dem Theophil Spoerri noch einmal auf Dante zurückkommt, darf als eine Art Summe seines kritischen Denkens gel-

ten¹. Es erscheinen darin nicht nur alle die Begriffe und Thesen, die seiner Betrachtungsweise seit je eigen waren, sondern auch die

meisten jener Dichtergestalten, an denen er seinen Schülern klar zu machen suchte, worauf es beim Lesen ankomme. Schon in den zwanziger Jahren hatte Spoerri seine Lehrtätigkeit an der Universität Zürich mit einer Antrittsrede begonnen, die in Anlehnung an Wölfflinsche Methoden die beiden großen Epiker Ariost und Tasso als Ausprägungen zweier entgegengesetzter Dichtertypen verstand. In seinem neuen Buch findet sich ein Vergleich zwischen Dante und Tasso, vollzogen am Beispiel jener sagenhaften Fahrt des Odysseus, der «das Zeichen überschreitet» und jenseits der Säulen des Herkules die Erfahrung des Offenen sucht. Für Dante ist die Aufhebung der Grenze Vermessenheit, Verlust des Maßes und der Richtung; für Tasso ist sie die Erfüllung der menschlichen Möglichkeit, eine Steigerung des Menschen auf dem Weg zu sich selbst. Der Reichtum von Spoerris Deutungskraft entfaltet sich nirgends überzeugender als in solchen Vergleichen, was vielleicht daran liegt, daß nicht der eine Pol auf Kosten des anderen abgewertet wird. Beide bieten sich vielmehr als Möglichkeiten, als grundsätzliche Stellungnahmen an, durch die hindurch der Leser vor die Offenheit der Frage geführt wird. Die Frage könnte heißen: was ist die Literatur? Spoerri beantwortet sie nicht, aber dadurch, daß der Vergleich gelingt, wird etwas von der Antwort spürbar. Die Literatur ist das Dritte, worin das Verglichene überhaupt vergleichbar wird; sie ist gewissermaßen das *Tertium comparationis*.

Spoerris Weg zum Wesentlichen ist der Vergleich. Die Methode des Vergleichs ist aus der Dichtung selbst genommen. Sein Eigenstes gibt der Dichter im Vergleich, und innerhalb des Vergleichs ist sein Eigenstes das *Tertium comparationis*. Wenn Dante sich mit der Blume vergleicht, die sich beim Sonnenaufgang aus der Krümmung und Verschlossenheit neu entfaltet, so kommt es auf das «Sichwiederaufrichten nach vorherigem Niedergedrücktsein» an. «Wenn wir genauer zuschauen, spiegelt sich in der Struktur der Metapher der Urvorgang alles Erkennens. Das *Primum comparationis* ist der Mensch selbst. Das *Secundum comparationis* ist ein Stück Welt. Selbsterkenntnis und Welt-

erkenntnis gehören unlösbar zusammen. (...) Eines wächst am andern. Seele und Welt, Poesie und Struktur: ewiges Ineinander, Aneinander — eines im andern waltend, eines im andern sich offenbarend! Aber dieses Wachstum, das unendlich ist, geschieht nur, weil ein Unendliches hineinspielt: das *Tertium comparationis*, das verbindende Dritte. Das ist die Wurzel aller Dinge, das was die Welt im Innersten zusammenhält.»

Mit dem «Unendlichen, das hineinspielt» und der «Wurzel der Dinge» ist das Ganze gemeint, um das es in aller Literatur geht. Spoerris kritische Methode, die wir als eine vergleichende zu bestimmen suchten, findet ihre Rechtfertigung darin, daß sie durch die Erarbeitung der Verschiedenheit jeweiliger Antworten die Frage sichtbar macht und uns veranlaßt, sie selber zu stellen. In der Anregung zum eigenen Fragen und in der Erweckung einer in uns schlummern den Unruhe, die uns zwingt, alles von der Wurzel her zu überprüfen, liegt das dauernde Verdienst dieses Denkens, das immer vom Verfestigten weg in die Lebendigkeit der Bewegung führt.

Spoerri zwingt uns zum eigenen Denken, er lehrt uns denken, aber sein Denken führt zu keiner Lehre. Es ist vielmehr dadurch gekennzeichnet, daß es über das Festgelegte jeder Lehre hinaus in das offene Ganze hinausdenkt. In der Festlegung würde es auf sein Eigenstes verzichten. Es bleibt hier offen, ob Spoerris Zuwendung zur Moralschen Aufrüstung dieser Verzicht ist oder nicht. Auf jeden Fall ist sie als persönliches Bekenntnis unantastbar. Wenn man aber in einem Buch über Dante und die europäische Literatur liest: «Die gleiche Umkehrung wie bei Dante fand bei Frank Buchman statt», so sagt das entweder zuviel oder gar nichts. Daß Frank Buchman auf einer Erholungsreise in einer englischen Landkirche eine Erleuchtung hatte und die, welche ihm Unrecht getan hatten, um Verzeihung bat, ehrt ihn, bringt ihn aber in keinerlei Zusammenhang mit Dante. Um einen Bezug herzustellen, müßte man Buchman auf die Höhe Dantes erheben, was lächerlich ist, oder man müßte Dante an Frank Buchman anpassen, was nicht ohne beträchtliche Einengung des

Dichters möglich wäre. Daß es hier geschieht, ist ein Ärgernis, denn weder ist Buchman ein Dichter, noch ist die Göttliche Komödie ein Katechismus. Hier scheitert der Vergleich, weil gerade das fehlt, was Spoerri selbst als das Wesentliche bezeichnet: das *Tertium comparationis*.

Zwischen Dante und Buchman klafft der Riß, der den Redenden vom Handelnden trennt. Er würde nur geschlossen, wenn das Wort Tat wäre. Aber das dichterische Wort ist gerade nicht Tat. Handeln können wir schweigend, und wenn wir als Handelnde reden, dann sind wir Politiker, Missionare oder Geschäftsleute. Dichtung ist nie Mittel zum Zweck, sondern sie ist groß durch ihre Zwecklosigkeit. Wenn Farinata, dem Dante im zehnten Gesang der Hölle begegnet, nach der Schlacht von Montaperti durch seine mutige Rede Florenz vor der Zerstörung bewahrte, so ist hier wohl das Wort zur Tat ge-

worden, aber es ist das wesentlich undichterische Wort. Die Göttliche Komödie hat nie etwas gerettet oder zerstört, sondern ist groß in dem Maße, als sie die Göttliche Komödie und nichts anderes ist. Wenn wir die Literatur für etwas «brauchen» wollen, so entfremden wir sie sich selbst und mindern sie herab, indem wir sie zu erhöhen glauben.

Der Leser muß hier wählen: Dante oder Buchman. In beiden Fällen wählt er richtig, wenn er ehrlich wählt. Unklarheit entsteht erst dann, wenn Buchman im Kielwasser Dantes angefahren kommt. Dante geht unbeschadet daraus hervor. Sollte Buchman der fremden Glorie bedürfen?

Hans-Jost Frey

¹Theophil Spoerri: *Dante und die europäische Literatur. Das Bild des Menschen in der Struktur der Sprache*. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1963.